

Oliver Zils

Wollt ihr Musik, oder was?

Die ganze Geschichte der Rodgau Monotones

IMPRESSUM

1. Auflage

Alle Rechte vorbehalten · Societäts-Verlag

© 2018 Frankfurter Societäts-Medien GmbH

Layout & Satz: Bruno Dorn, Societäts-Verlag

Umschlaggestaltung: Holger Leibmann

Umschlagabbildung: Sabrina Feige

Druck und Verarbeitung: Print Consult GmbH, München

Printed in EU 2018

ISBN 978-3-95542-303-2



OLIVER ZILS

WOLLT IHR MUSIK, ODER WAS?

Die ganze Geschichte der
Rodgau Monotones

SOCIETÄTS
VERLAG

**„WHERE, EXACTLY, HAVE THE
GUITARS GONE?“**

„NEW YORK TIMES“, 5. SEPTEMBER 2017

**„HIPHOP IST DER
ROCK'N'ROLL UNSERER ZEIT.“**

MORITZ BLEIBTREU IN „NEON“, 20. APRIL 2018

**„HÖRE GERADE RADIO,
ES GIBT JA NUR NOCH
DEUTSCHES MUSIK-RUM-
GEJAMMERE. FÜRCHTERLICH.
SIND WIR DENN TATSÄCHLICH
DIE LETZTE ECHTE DEUTSCHE
ROCKBAND?“**

PETER OSTERWOLD PER WHATSAPP,
26. APRIL 2018

INHALT

- 7 – Marmor, Stein und Eisen bricht. Die ersten Jahre
- 22 – Wollt Ihr Musik, oder was? Die Band und die Politik
- 31 – Wer ist eigentlich Ali?
- 35 – Fluchtpunkt Dudenhofen. Landeier in der großen Stadt
- 42 – Volle Lotte. So geht Songwriting
- 50 – Wer ist eigentlich Osti?
- 53 – Wir seh'n uns vor Gericht. Auf den Schwingen des Erfolgs
- 63 – Wer ist eigentlich Mob?
- 66 – Sportsmänner. Im Studio schüchtern
- 80 – Schön, reich und berühmt. Breit on tour, kommerziell im Abwärtstrend
- 91 – Wer ist eigentlich Henni?
- 94 – Sieben. Wie viel Familie ist die Band?
- 105 – Eukalyptus now. Rückkehr mit Frau
- 120 – Adrenalin. Der große Wandel
- 128 – Wer ist eigentlich Kerstin?
- 131 – Silberhochzeit. Was Fans denken
- 142 – Ein Leben für Lärm. Worum es eigentlich geht
- 151 – Wer ist eigentlich Ray?
- 154 – Genial. Das Dasein heute
- 163 – Wer ist eigentlich Joky?
- 166 – Die Hesse komme. Experiment mit unvorhergesehenen Folgen
- 173 – Diskografie
- 176 – Dank, Quellen, Bildnachweise

SAMSTAG, 10. MÄRZ 2018.

23:30 Uhr. Um die 4.000 Leute strömen beinahe gleichzeitig aus den Ausgängen der Stadthalle Offenbach, stapfen über klebrige Bierlachen hinweg der kühlen Nacht entgegen. Augen glänzen, bei Vielen dampft das nassgeschwitzte Monotones-T-Shirt, bei anderen die rasch zum Mund geführte E-Zigarette. Viele sehen müde aus, manche entrückt, niemand unzufrieden.

Vor 20 Minuten ist der letzte Akkord erklingen, die letzte (von sieben?) Zugabe gespielt, sind die Band und ihre Gäste lautstark verabschiedet worden. Der Jubiläumsgig der Rodgau Monotones ist gleichermaßen typisch wie besonders verlaufen. Wie immer war die Band spielfreudig, wuchtig, teilweise virtuos. Wie immer kam sie bodenständig und mitreißend rüber, wie immer stand sie stundenlang auf der Bühne.

Das Besondere: Während bei den Alltagskonzerten in Clubs, Festzelten und bei Festivals auch neutraleres und jüngeres Publikum anzutreffen ist, also Laufkundschaft, dominieren hier die Stammkunden. Hier, beim zeremoniellen Treff, stößt man auf die Eingefleischten, teilweise von weit entfernt angereist, findet regelrechte Nester der Nostalgie. Es tummeln sich Leute, die eindeutig in die Jahre gekommen sind: Rockfans mit Bauch, Bart, Brille. Die, wenn sie nicht im T-Shirt der Gastgeber herumlaufen, eines mit Aufdruck von Bands tragen, die längst nicht mehr live spielen. Die in einer Zeit sozialisiert wurden, in der sich Musikgeschmack überwiegend über persönliche Empfehlung und Erfahrung bildete, weil die Welt noch analog war. Klar gab es auch schon in den Siebzigern Playback und Party-Compilations, aber die Abspiellisten der Sender waren eben noch kein Ergebnis von Algorithmen, niemand streamte oder besorgte sich Musik auf die Aussage hin: „Kunden, die A kauften, interessierten sich auch für B.“

Sind die Menschen, die es hierher gezogen hat, allesamt im Gestern verhaftete Rock-Romantiker? Sicher gilt das für einige. Fast allen aber scheint eine Sehnsucht innezuwohnen: nach vertrauter Wildheit, nach der Ahnung von Exzess. Und nach personeller Kontinuität. Das, was Fußball-Fans vermissen – die Stars von früher immer noch in ihrem Element und stark zu erleben – kann man hier haben.

Rechts neben dem Merchandising-Stand, vor dem dichtes Gedränge herrscht, wartet ein Grüppchen vor der Treppe, die in den ersten Stock

1 MARMOR, STEIN UND EISEN BRICHT

DIE ERSTEN JAHRE



Entrückt: Osti in den Anfängen

führt. Ein paar Minuten später geben die Security-Leute das Zeichen zum Einlass, kontrollieren Bändchen oder blaue Aufkleber und machen den Weg frei. Die Aftershow-Party kann starten.

Zum Jubiläum sind eine Etage über der kollektiven Heimgehbewegung die geladenen Gäste zusammengekommen. Rund 100 Leute stehen am Buffet an, drängen sich vor dem großen gläsernen Kühlschrank, lümmeln an der Fensterfront oder haben sich um die Stehtischchen gruppiert. Sie plaudern, lachen, begrüßen sich oder schauen herum. Allmählich tröpfeln die Bandmitglieder ein. Die Gründer Ali Neander, Raimund Salg, Peter Osterwold, Jürgen Böttcher und Joky Becker. Die Hinzugekommenen (und längst organischen) wie Kerstin Pfau und Mattl Dörsam, ehemalige wie Henni Nachtsheim. Sie mischen sich unter die, mit denen sie eben gemeinsam auf der Bühne gestanden haben – wie Ex-Crackers-Sänger Loti Pohl oder Roy Hammer. Sie begegnen Journalisten wie Detlef Kinsler, Weggefährten wie Gerd Knebel von Badesalz und Leuten aus der Crew. Der Mix wird komplettiert durch ehemalige und aktuelle Proberaum-Nachbarn, Lebensgefährten, Ehepartner, Schwestern, Brüder, Kinder, Freunde, Bekannte. Und ein paar Freibiergesichter sind bestimmt auch darunter.

Alles mutet eher wie eine große Familienfeier an und auch der Begriff After-Show scheint gar nicht zu passen. Es herrscht ein Klima der Einfachheit statt der Attitüde, wenngleich durchaus Prominenz vertreten ist. Monotones-Frontmann Peter Osterwold begleitet Wolfgang Niedecken vom Eingang zu einem der Stehtische. Eben hat der grau gewordene Kopf von BAP, eine der erfolgreichsten deutschen Bands, neben Osti und 19 weiteren Musikern den Menschen in der ausverkauften Halle ein Medley aus vier Jahrzehnten präsentiert. Jetzt plaudern die beiden. Über die gute alte Zeit? Der Essener Singer-Songwriter Stefan Stoppok, ebenfalls langjähriger Weggefährte, schiebt sich zu den beiden. Er hat seinen schwarzen Rucksack übergeworfen, muss sich schon verabschieden. Noch ein paar Frotzeleien, eine feste Umarmung. Das Treiben geht weiter, bis zum frühen Morgen.

„Ihr seid alt geworden“, hat Ali Neander zwei Stunden zuvor ins Publikum gerufen und fairerweise angefügt: „Wir aber auch“. Die Monotones wissen, dass sie in die Jahre gekommen sind und wahrscheinlich bezahlen werden für diesen Kraftakt in Offenbach – mit Kopfschmerzen, Heiserkeit und schweren Beinen. Doch der Auftritt, der die mitsingende Fanschar für einen Abend so herrlich schwerelos in deren Vergangenheit zurückbefördert hat, hat sich wieder mal gelohnt. Das sagen hinterher alle unisono. Und alle – egal ob Fans, Begleiter oder Bandmitglieder – würden auch darin zustimmen, dass sich diese ganze gemeinsame und gleichermaßen unglaubliche Reise bis hierhin gelohnt hat. Es war kein gewöhnlicher, gradliniger und schon gar kein geplanter Weg, den diese Band zurückgelegt hat. Auf jeden Fall ist es einer, der sich nachzuerzählen lohnt.

Wie konnte so etwas wie die Rodgau Monotones passieren?

Die Rekonstruktion, wer wem warum begegnete und wie daraus diese Geschichte werden konnte, ist ein komplexes Puzzlespiel. Hier sind die Teile.

HERBST 1977, NEU-ISENBURG.

Jetzt ist Ali dran. Er steckt den Kopf zwischen die Lautsprecherboxen des TEAC Kassettenrekorders, den Mob mitgebracht hat, drückt auf WIEDERGABE, lauscht und schüttelt den Kopf. „Boaahhhh! Neee!“ Was ist dieses frisch Aufgenommene hier genau, das er wenige Momente zuvor schon mal gehört hat, allerdings aus etwas mehr Entfernung als jetzt, weil Mob vor ihm ganz dicht an der Soundquelle gegangen hatte, den Kopf nach unten gebeugt, und für alle erkennbar beeindruckt?

Nüchtern gesagt: drei Minuten extrem hektischer Rock. Nachgespielt. „Stone Cold Crazy“ von Queen. Rausgehört von Platte, indem der Tonarm wieder und wieder aufgesetzt, hochgehoben, zurückgesetzt wurde. Die Reproduktion dessen, was die vier jungen Kerle mit den Spitznamen Mob, Joky, Ali und Ray in dem leicht verranzten, ehemaligen Bürogebäude mit Schlagzeug, Bass und zwei E-Gitarren eben selbst gespielt und dabei ja schon mal zu Ohren bekommen haben. Aber womöglich rückt erst die Tatsache, quasi vom Täter zum Zeugen geworden zu sein, ins Zentrum des Bewusstseins: Hier ist etwas Besonderes entstanden. Gar nicht mal gut, vielleicht sogar schlecht, aber mächtig. Ali Neander findet im Nachhinein: „In erster Linie war es ein unglaublicher Krach.“

Obwohl das Bandgerät einen sogenannten Limiter eingebaut hat, der das Eingangssignal kontrollieren und dafür sorgen soll, dass das Aufgenommene nicht übersteuert, ist das, was aus den Boxen bricht, genau das: unkontrolliert, brachial. „Wir waren sofort angefixt. Und alle vier haben sofort dasselbe gefühlt: Dieses Gebolze zieht brutal in eine Richtung. Das war nichts Nebensächliches, das man so in dem Stil kommentiert: ‚Kann man ja mal wieder machen.‘ Nein, das hier war ein Imperativ!“

1977 IM HERBST, EINE WOCHEN FRÜHER. OFFENBACH MITTE.

Joachim Becker, genannt Joky, steht in der Diskothek Roxy an der Bar. Er wohnt ganz in der Nähe und jobbt hier. Der Laden in der ehemaligen Schlesinger Fabrik, ein teils kommerzielles und teils selbstverwaltetes Kulturzentrum Ecke Wald- und Bismarckstraße, ist mäßig gefüllt. Aus der Ansammlung von Leuten löst sich Ali Neander heraus, kommt auf ihn zu. Die beiden kennen sich schon eine Weile, sie spielen zusammen in der Jazzrock-Formation Griffinger Ensemble. Ali Gitarre, Joky Bass. Sie sind nicht unzufrieden mit ihrer Situation, aber irgendwie auch nicht satt. Die Stücke sind anspruchsvoll, aber manchmal auch fuddelig, vor allem reichen sie nicht, um alle Facetten ihres musikalischen Interesses zu bedienen. Das ist bei beiden breit gefächert.

Ali hat von zuhause aus Kontakt zu unterschiedlichsten Musikrichtungen, unter anderem durch Vater Joachim, einen Journalisten. Auch durch die ältere Schwester Britta. Er hat Steve Reich auf Platte gehört und das Mahavishnu Orchestra mit dem Jazzgitarristen John McLaughlin im Fernsehen gesehen, als dieses im Rahmenprogramm der Olympischen Spiele 1976 in Montreal auftritt. Später gastiert die Formation in der Frankfurter

IM PROBERAUM – UND WIE MAN DAHIN KAM

Festhalle, dann erlebt er sie auch live. Neander fährt aber auch auf Cream und Cactus ab, spielt Chicago und Johnny Winter nach.

Bei Joky verhält es sich ähnlich. Er hat den klassischen Start eines Bassisten der Siebziger gehabt – vom Blues zum Rock zum Jazzrock. „Wir hatten überhaupt keine Berührungsängste, noch nicht mal gegenüber Free Jazz.“

„Das hört sich schizophren an, war für uns aber überhaupt kein Widerspruch. Ich stand zum Beispiel auch auf Slade“, sagt Neander. „Eben hatte man noch ein verquastenes Zappa-Solo auf Platte gehört, da war plötzlich diese Lust auf ‚Gib ihm‘ da!“

Vielleicht gedeiht die Sehnsucht nach Rohem und Rauem in diesen Tagen besonders gut, weil aus den öffentlichen Kanälen Radio und Fernsehen überwiegend und etwas monoton Synthetisches quillt. In den deutschen Charts machen Acts wie Abba, Amanda Lear und Baccara die ersten Plätze unter sich aus. Es regiert der Plastikpop.

Joky und Ali plaudern über die Situation und verabreden locker, eine Freizeitcombo auf die Beine zu stellen, um neben ihren Engagements in den bestehenden Formationen Spaß zu haben, „etwas Krawalliges zu versuchen“ (Neander). „Außerdem gab es das, was wir gern auf Feten hörten, nicht als Band“, sagt Joky. „In diesem Moment hat Ali mit dem Casting angefangen.“

Aus der überschaubaren Musikerszene sind schnell Namen von Leuten gefunden, die infrage kommen. Ali soll Raimund Salg anrufen. Auch der hat einen Spitznamen, wie beinahe jeder Zweite zu dieser Zeit. „Ray“ hat gerade keine feste Band, er lässt sich als Gitarrist für US-Clubs buchen und tourt Wochenende für Wochenende mit dem Bus eines auf amerikanische Militärlasernen spezialisierten Frankfurter Veranstalters durch Deutschland. Mal Heidelberg, mal Nürnberg, mal weiter weg. Ali kennt er vom Sehen. Und Hören. In einem Jugendclub in Jügesheim ist ihm Neander mal aufgefallen, als dieser mit seiner Band ein Solo des Chicago-Gitaristen Terry Kath nachspielte. „Das war ausgefuchst, aber Ali machte es richtig gut.“

Auch Rays Spektrum der musikalischen Vorlieben ist groß. „Blues war die Anfangsliebe, von dort ging es bei mir weiter über Colosseum bis zu Stockhausen, den ich mal in HR2 hörte. Ich ging aber auch öfter sonntagsmorgens ins Historische Museum nach Frankfurt und sah mir Leute wie den Saxofonisten John Surman an, ein Free Jazz.“ Als Ali am Telefon ist und fragt, ob er Lust hätte bei einer Band mitzumachen, antwortet der stoische Ray mit der für seine Verhältnisse maximal möglichen Verbindlichkeit: „Vielleicht.“

Mit dem Schlagzeuger, der auch zur Startformation gehören soll, hat Salg schon zusammen gespielt. Blues Authority hieß die Combo. Jürgen Böttcher, genannt Mob, erinnert sich ziemlich genau, wie es mit der Band losging. „Ich hatte ungefähr ein Jahr lang allein in unserem Keller geübt, als es irgendwann klingelte. Mein Freund Klaus Köhler stand vor der Tür und erzählte mir von einer Schulband in Obertshausen, die keinen Trommler habe. Ich hab bei nächster Gelegenheit das Schlagzeug zusammengepackt und in den DAF seiner Mutter gepackt, die uns in den Proberaum

fuhr.“ Die anderen waren Rainer Michel, in der Offenbacher Szene besser bekannt als „Fluccio“, der Gitarre spielte, Arno Gessner am Bass und Salg.

Fünfter Mann der zu gründenden Spaßband soll Peter Osterwold sein, den alle „Osti“ nennen und der eigentlich ein „Nordi“ ist. Mit seiner Frau Birgit war er 1971 aus dem holsteinischen Oldenburg ins Rhein-Main-Gebiet gekommen, in Jügesheim hatten sie eine Wohnung gefunden. „Püppi“, wie Birgit damals ein wenig wider Willen genannt wird, hatte ein knappes Jahr zuvor ein Baby geboren, Osti einen Praktikumsplatz im Atelier Laux als Grafiker in Aussicht. Sein bei Opel arbeitender Schwager hatte ihm den versprochen. Als Sohn Sascha ein wenig älter war, ließen ihn die jungen Eltern auch mal von der Nachbarin betreuen, um endlich wieder gemeinsam auszugehen. Osti hatte in der Heimat Musik gemacht. „Ich sang in einer Band namens Syndflut, wir machten Zeug von Deep Purple und hatten richtig gute Auftritte – unter anderem im Top Ten in Hamburg, Lübeck und Kiel. Mir fehlte das.“ Osti und Püppi zogen um die Häuser und fanden sich im Bürgerhaus Nieder-Roden wieder, in dem Blues Authority spielte – mit Mob an den Drums und Ray an der Gitarre. „Ich hatte ungefähr ein Jahr lang nichts gemacht und in mir war so ein starker Drang. Es rief: ‚Ich will, ich will, ich will!‘“ Was er sah und vor allem hörte, fand Osterwold nicht schlecht, „aber gesanglich war das nix, denen fehlte so ein richtiger Shouter“.

Püppi fühlte die Unruhe in ihrem Mann aufsteigen. „Ich sah, dass er mit den Füßen scharrte und war hin- und hergerissen, was ich tun sollte. Einerseits kannte ich ihn ja, wie er auf Bühnen stand, andererseits wollte ich ihn vor einer Peinlichkeit bewahren.“ Osti: „Ich hatte ein paar Bier getrunken und wollte da unbedingt hoch.“ Püppi: „Ich hielt ihn fest und sagte: ‚Kannste nicht machen!‘“

Osti stieg auf die kleine Empore und schnappte sich das Mikro. „Mir war schon klar, dass ich komisch angeguckt wurde, ich kam da einfach hin und hatte außerdem diese roten, wallenden Haare, aber mir war das scheißegal.“ Weil er das Programm nicht kannte, sang er einfach den Text „Speed King“ von Deep Purple.

„Es war nicht absolut ungewöhnlich, dass jemand auf die Bühne kam und mal einen Song sang“, sagt Mob. „Wenn er schlecht war, wurde er halt wieder runtergeschubst.“

Aber Osti war nicht schlecht. Nach der Phantasiekreation ließ er noch Eric Burdons „Motherless Child“ folgen und durfte bleiben. Blues Authority spielte fortan mit ihm weiter. Später heuerten Mob und Osti bei der Band Hartz Reinhard Revival an, eine Verbindung war hergestellt.

COVER, DIE KEINER KENNT

ZURÜCK IM JAHR 1977.

Eine Woche später steht auch Osti in Neu-Isenburg im Proberaum. Zwei, drei Tage vorher hat er sich „Stone Cold Crazy“ drauf geschafft, auch mit der Plattenspieler-Methode. Weil er bei Weitem nicht jedes Wort versteht, hat er es sich in einer Art Lautschrift aufgeschrieben. „Slieping werri saundlie on a setterdei morning. Ei wos drieming ei wos Al Capone“ steht auf dem Blatt, das er dabei hat. „Ich kannte so eine Musik nicht“, sagt Osti. Aber sie klickt ihn genauso wie die anderen vier bei ihrem ersten Aufeinandertreffen. „Deep Purple hatte nur einen Gitarristen und hier bliesen einem diese zwei Typen voll ins Gesicht. Es war faszinierend. Hinterher sind wir in den Treffpunkt und haben Apfelkorn getrunken.“ Die Frage, was sie hier machen, stellt niemand. Sie machen.

Leon Hanson, ein amerikanischer Freund von Ali Neander, hatte diesem aus der Heimat ein paar Platten von ZZ Top mitgebracht. „Das war vollkommen speziell. Die haben 1977 die sogenannte World Wide Texas Tour gemacht, bei der sie zehnmal im selben Bundesstaat vor jeweils 80.000 Leuten spielten.“ Außerhalb der USA waren die drei Texaner an Bass, Gitarre, Schlagzeug nicht bekannt, geschweige denn in Deutschland. Schon bei einer der nächsten Probe spielt Ali den anderen „Tush“ vor. Die Entscheidung fällt ohne Gegenstimme. Das Stück wird geprobt. Weitere kommen dazu. „Außer ein paar Spezialisten kannte dieses Zeug keiner“, sagt Ali, „wir hatten damit etwas sehr Individuelles gefunden, obwohl wir nachspielten.“

Was mit Billy Gibbons, Dusty Hill und Frank Beard von ZZ Top in den Proberaum nach Neu-Isenburg getragen wird, steht klanglich nicht zur Debatte. Sie versuchen ab sofort, Gibbons' Beschreibung des Sounds hierzulande umzusetzen („Wir hörten uns an wie ein Auto mit vier platten Reifen, das in einem Sumpf versucht, anzufahren.“). Lediglich, was das Tempo angeht, machen es die fünf anders. Irgendetwas drängt sie, die Songs schneller zu spielen. „Wir hatten das schon mit Stone Cold Crazy so gemacht und das ging so weiter. Wir spielten wie Aufzieh-Äffchen“, sagt Ali. „Wir verfügten über ein unbegründetes aber gleichsam unerschütterliches Selbstbewusstsein, dass das geil ist, was wir machen. Das war ja keine zeitgemäße Musik, aber wir hatten einen emotionalen Bezug dazu. Ob das cool oder angesagt war, hat uns gar nicht interessiert.“

Dennoch gibt es Diskussionen, welche Einflüsse außerdem zugelassen werden sollen. Mit den britischen Klassikern wie Deep Purple, die der etwas ältere Osti anbringt, wollen Raimund und Ali nichts zu tun haben, auch Led Zeppelin kommt als Vorbild nicht infrage. Neben ZZ Top wollen sie lieber Material von Bands wie die James Gang, Johnny Winter und die Tom Robinson Band spielen. „Ray und ich folgten eher dem amerikanischen Einfluss, dieses stampede-artige tat es uns an, dieses wühlende, wilde Geruße, diese ekstatische Komponente.“

Die Gitarristen setzen sich auch deshalb durch, weil Osti und Mob selbst mit ihren jeweiligen Bands hadern. „Hartz Reinhard hat nicht genug gerockt“, sagt Osti, „ich hab das gemacht, weil ich froh war, überhaupt eine

Band zu haben.“ Mob geht es ähnlich. „Es war irgendwie zu deutschrockig und alles ein bisschen vergeistigt. Da wurde viermal pro Stück der Takt gewechselt und das, was hier entstand, war irgendwie so voller Power, eine totale Konzentration.“ Obwohl Mob mit seiner anderen Band Roundabout durchaus am Erfolg schnuppert (in Dortmund hatten sie gerade einen bundesweiten Talent-Wettbewerb gewonnen), übt das Geschehen im Proberaum mit den vieren wesentlich mehr Faszination aus.

Keyboards sind ein Knackpunkt. Einerseits prägen sie das Klangbild von Bands, die sowohl Osti als auch Mob mögen. Andererseits ist die Mehrheit kritisch. Selbst Mob ist dagegen. Nicht nur aus Soundgründen, es sind auch pragmatische: „Bei Roundabout spielte Adam Starmann Keyboards, ein uralter Freund von mir, der leider schon gestorben ist. Der hatte einen Yamaha Grand, einen klappbaren Flügel, ein Fender Rhodes und eine Hammond B3-Orgel, die man mit Mühe zu viert tragen konnte. Das alles musste man nach dem Auftritt in einen Keller schleppen, in dem man kaum aufrecht stehen konnte. Als ich mitbekam, wie Ray und Ali zu dem Thema standen, dachte ich nur: YES!“

Keiner verfolgt einen konkreten Plan, aber das Programm wächst, und als es für eine halbe Stunde reicht, ergibt sich die erste Auftritts-Chance. Doch wie sollen sie eigentlich heißen?

Ali bringt eine Idee an. Er ist in Nik Cohns Musikbuch „Awopbopaloo-bop Alopbamboom“ auf eine Band namens the Monotones gestoßen. Der zweite Teil der Idee ist Ergebnis einer satirischen Auseinandersetzung mit der Gegend, aus der sie stammen. Der Großteil der Band wohnt in Offenbach oder östlich davon. Und hier wütet gerade die Politik. Fünf bis dahin selbstständige Gemeinden sind am 1. Januar 1977 per Gesetz zur Großgemeinde Rodgau vereint worden. Eine Idee der rot-gelben hessischen Landesregierung, die sich von der kommunalen Gebietsreform leistungsfähigere Strukturen verspricht. „Es gab große Bands wie Chicago, die sich nach ihrer Gegend benannt hatten. Wir nahmen bewusst Rodgau, denn es war uns beim Thema Bandnamen auch wichtig, irgendwie die Bedeutung herabzusetzen und zu persiflieren.“

Aus sechs Typen ist eine Band geworden – die zunächst sogar erst mal „Edgar Böhnlein und seine Rodgau Monotones“ heißt und wenig später: Rodgau Monotones.



Auf ewig Nachbarn: Ray und Joky (r.)

PREMIERE LIVE VOR LEUTEN

FASCHINGSDIENSTAG 1978, OFFENBACH.

Der erste Gig in der Fabrik 3, in der sich auch das Roxy befindet, ist eigentlich der Gig von Hartz Reinhard Revival. Weil Mob und Osti aber zu beiden Gruppen gehören, handeln sie aus, dass die neue Combo in der Pause spielen darf. Der Deal sieht genau drei Nummern für die Monotones vor. Auch der logistische Aufwand ist überschaubar. „Ich wohnte ja nebenan und hatte mein Zeug schnell dahin gebracht“, sagt Joky. Ray entscheidet lediglich, an seinen tragbaren Kofferverstärker noch eine kleine Box zu hängen. Mobs Schlagzeug steht ohnehin auf der Bühne.

Hartz Reinhard Revival legt los, dann kommen die Rodgau Monotones. Sie blicken in einige bekannte Gesichter, aber die meisten Leute kennen sie nicht. Im Raum stehen auch ein paar Motorrad-Rocker. Es wird schnell deutlich, dass die harten Kerle die Halbzeitband besser finden als den Hauptact. Gejohle, Pfliffe. Der Rest im Roxy ist verhalten.

Nach 20 Minuten ist es vorbei und während Osti und Mob mit Hartz Reinhard Revival weitermachen, gehen Joky und Co von der Bühne und sammeln erste Rückmeldungen ein. „Mir sagten direkt welche, es sei klasse gewesen“, sagt Joky. Dann ist auch Hartz Reinhard fertig und Ostis Stimme im Eimer. „Ich habe damals ohne Monitor gesungen und auch noch unheimlich hoch. Als ich fertig war, habe ich versucht, einen Ton zu machen, aber es kamen zwei raus.“ Doch Püppi hat gute Nachrichten. Es sind zwei Anfragen für die junge Band da, unter anderem für ein Jugendzentrum in der Nähe. In Kürze. Also Rückzug in den Proberaum, es muss mehr Material her.

Dass sich die fünf überhaupt gegenüber den ehemaligen Jost-Werken treffen können, hat mit Hendrik Nachtsheim zu tun, den schon damals alle Henni nennen. Er spielte bei Space Fart, der Band seines Bruders Stefan, Saxofon. Und die hatte den Schlüssel vom Sohn des ehemaligen Firmenchefs bekommen, der in Hennis Schulklasse war. „Wir hatten zwei wichtige Auftritte vor uns, einen davon sogar in Frankfurt“, sagt Henni. „Doch Stefan hat vom einen auf den anderen Tag hingeschmissen, weil sich seine Freundin von ihm getrennt und er brutalen Liebeskummer hatte.“ Space Fart stand plötzlich ohne ihren Sänger und Gitarristen da, denn Stefan hatte beide Funktionen inne. Henni erinnerte sich an Hartz Reinhard Revival,

die er kurz zuvor im „Treffpunkt“ Neu-Isenburg gesehen hatte, besorgte sich dort die Telefonnummer, rief Osti an und schilderte ihm das Problem. Der Sänger und Gitarrist Jo Böcher sagten zu, für die zwei Gigs einzuspringen. „Wir probten das Programm ein. Eine Woche vor dem ersten Auftritt kam dann mein Bruder zurück und stellte leicht angepisst fest, dass wir weitergemacht hatten, weil wir unbedingt die Gigs spielen wollten“, erzählt



Auf einer Ebene mit den
Zuhörern: Gig im Huthpark

Henni. Das Programm wurde noch mal umgebaut, sodass auch Stefan wieder mittun konnte.

Aus Dankbarkeit für die Hilfe bot Henni Osti einen Proberaum im Lenz-Bau, gegenüber den ehemaligen Jost-Werken an, wo Space Fart schon eine Weile im Keller übte. Hartz Reinhard Revival zog ins Erdgeschoss. Man lief sich jetzt häufiger über den Weg. Wenig später stieg Henni als Saxofonist auch bei dieser Band ein. Die es etwas später möglich machte, dass das Monotones-Start-Quintett dort die ersten Lärmexperimente machen kann.

1978, EINIGE WOCHEN NACH DEM GIG IM ROXY.

Doppelkonzert in Buchschlag. Das Drollige an der Konstellation im Bürgerhaus ist, dass sich die zwei angesagten Bands auf zwei Bühnen gegenüberstehen. Auf der einen Seite Space Fart mit den Nachtsheim-Brüdern, auf der anderen die Rodgau Monotones.

Auch wenn der Name Space Fart auf einen bestimmten Humoransatz hindeutet, hat Henni in der Band nicht viel zu lachen. Der große Bruder ist älter und verhält sich rollentypisch, weiß vieles besser. Henni entgeht nicht, dass auf der anderen Hallenseite der Spaß hemmungslos ist. Osti hat ein paar Bier intus und tänzelt auf Mob zu, der gerade ein Schlagzeug-solo spielt. „Ich sah aus den Augenwinkeln, wie er immer näher kam und versuchte, Mob zu umarmen, während der spielte. Dabei verwurschtelten die beiden sich irgendwie und fielen rückwärts von der Bühne“, sagt Ali. Er glaubt zu spüren, dass Henni an diesem Tag innerlich eine Verbindung zu ihnen knüpft.

Kurze Zeit später spricht Osti Henni an, als sie sich vor einer Probe über den Weg laufen. Ob er nicht Lust hätte, mal bei den Monotones vorbeizuschauen? Osti tut sich nicht mit allem leicht, was sie proben und kann sich einen Sänger an seiner Seite vorstellen. Vor allem aber spielt Henni Saxofon, was nach Ansicht aller gut zum Sound passen würde.

Henni hat Lust. „Ich fand es extrem locker, wie es bei denen war“, sagt er. „Ich kannte ja auch die Stimmung bei Hartz Reinhard, wo es auch lustig zuing, aber bei den Monotones war alles noch extremer. Außerdem hab ich sofort gespürt, was das für eine geile Band ist. Die beiden Gitarristen – Wahnsinn.“ Einerseits ist er ein bisschen aufgeregt, als er im Erdgeschoss die ersten Momente mit den anderen teilt. „Andererseits hab ich auch gemerkt, dass die sich beim Chorus-Singen nicht leicht getan haben. Wenn Ali und Mob versucht haben, zweite Stimme zu singen, klang das nicht so gut. Und ich habe auch gehört, dass es neben Osti klangliche Räume gab.“

HENNI UND DIE NEUE SPASS-FACETTE

Wenn jetzt geprobt wird, ist Henni immer dabei. Er fühlt, dass mit der Zeit aus einem Fünf-plus-einer-Eindruck ein Sechser-Gefühl wird. Henni wird lockerer und bringt eine neue Blödel-Facette ein. „Ich hab das unheimlich genossen. Mir wurde im Vergleich mit Space Fart klar, was möglich ist. Dort hatte, abgesehen von meinem Bruder, irgendwie ein gewisses Musik-Spießertum geherrscht. Bei den Monotones ging alles gleichzeitig: eine Wahnsinns-Leistung abrufen, dabei eine Kiste Bier plattmachen und ständig Scheiße machen.“ „Der Schwachsinn war kollektiv“, sagt Ali, „das ist ein ganz wichtiger Punkt. Je mehr Zeit wir miteinander verbracht haben, desto intensiver haben wir uns intuitiv auf eine gemeinsame Art von Blödeheit geeinigt.“

Henni steuert aber auch neue Materialideen bei. Er steht auf Jazz, Ska und The Police. Die Band greift das auf. Auch wenn er auf dem Saxofon nicht virtuos ist, bringt er es wirkungsvoll ein, teils, indem er stimmliche Linien von Osti mit dem Instrument begleitet, teils als klassischer Bläser. Auch der Gesang verändert sich. Osti kann jetzt mit seiner Röhre über Henni agieren, der eine saubere und genaue Stimmbasis baut. „Osti und Henni haben auf Anhieb gut zusammen geklungen. Aber entscheidend war das Klima. Das hat von Anfang an gepasst wie die Faust aufs Auge“, sagt Ali. Klar gehören die Monotones in der Region zu den besseren auf ihren Instrumenten „und wir haben auch durchaus Lust gehabt, mal was Virtuoses zu probieren, aber wir waren frei von dem Anspruch, perfekt sein zu müssen“.

Ali nennt es die Jäger-und-Sammler-Phase, was folgt. „Alle haben Material mitgebracht, das ihnen zum Thema einfiel. Und das wurde ausprobiert. Es war einerseits sehr chaotisch, andererseits hat sich ziemlich schnell herausgestellt, was funktionierte und was nicht.“ „Stone Cold Crazy“ zum Beispiel hat zu viel Text und Osti ist nicht der talentierteste, wenn es darum geht, sich Zeilen zu merken. Das hat sich bis heute gehalten, weshalb er immer einen Notenständer vor sich stehen hat.

Es entsteht ein Auswahlverfahren, das von allen mehr oder weniger akzeptiert wird. „Es ist ja nie so, dass das, was man gemeinsam macht, komplett dem Geschmack von einem Bandmitglied entspricht. Sondern es wächst im Idealfall eine Art kollektives Wesen, das eine Schnittmenge entstehen lässt“, sagt Ali.

Immer mal wieder ergibt sich eine Gelegenheit aufzutreten. „Am Anfang waren das eher 50 Leute, vor denen wir gespielt haben, dann auch mal vor 100“, sagt Joky. „Aber egal, wie viele da standen, es fühlte sich von Anfang an groß an.“

Auch abseits der Band wird jetzt über die Band geredet, die Werbung läuft Mund zu Mund, von medialer Begleitung kann keine Rede sein. Promotion erfolgt auf selbstgemachten Plakaten. Wie 1979, als die Rodgau Monotones im Bürgerhaus Sprendlingen angekündigt sind. Inzwischen ist ein Repertoire von einer knappen Stunde Länge zusammengekommen, darunter reichlich ZZ Top, das sich für viele fast wie eigenes Material anhört, weil die US-Band hierzulande immer noch niemand auf dem

Schirm hat. Auch wenn die sechs nur einmal pro Woche proben, haben sie sich auch musikalisch weiterentwickelt. „Das Wichtigste war, dass wir gemeinsam an unseren Ideen gearbeitet und immer wieder live gespielt haben. Ein Auftritt ist so viel wert wie fünf Proben“, erklärt Neander.

In Sprendlingen passiert etwas. Die Band hat sich auch „Bony Moronie“ draufgeschafft. Der Song ist 1957 von Larry Williams geschrieben und von vielen Künstlern gecovert worden, unter anderem von Ritchie Valens, Bill Haley und Little Richard. Ali und Ray stehen besonders auf die Version von Johnny Winter, der den Rock'n'Roll-Song gitarrenlastiger interpretiert und dazu virtuose Parts spielt, man könnte auch sagen: Gewichse. Die Monotones übernehmen die Winter-Version und drücken dem Stück noch ihren „Aufzieh-Äffchen“-Stempel auf. Als die ersten Takte erklingen und Osti singt „I got a girl named Bony Moronie, she's skinny as a stick of macarony“, kommt Bewegung ins sitzende Volk. Die ersten stehen auf, andere tun es ihnen nach und dann schieben sich die Leute vor in Richtung Bühnenrand. Ganz nah an die Band. Prinzipiell sitzt man in den Siebzigern bei Konzerten. Es passiert immer wieder mal, dass jemand aufsteht, aber dann dauert es nicht lange, bis der erste schreit: „Ich seh nix!“ In Sprendlingen ruft das niemand.

„Wenn ich diese Version heute auf Kassette höre, muss ich lachen“, sagt Ali. „Wir haben das vollkommen wahnsinnig gespielt, total hektisch. Aber man kann nicht leugnen, dass da eine kriminelle Energie drinsteckte.“



Zweistimmiger Gesang, wallendes Haar: Henni und Ali

Die Band übt weiter, tritt auf und empfiehlt sich – für die musikalische Provinz. Auf Landfesten wie Kirchweih oder Kerb, bei Feuerwehr-Festivitäten und Vereinsjubiläen gibt es an den Wochenenden für jeden Abend unterschiedlichen Unterhaltungsbedarf. Sonntags Blasmusik, samstags Tanz, freitags Rock. „Weil sich herumsprach, dass da mit uns etwas Ekstatisches am Entstehen war, wurden wir immer öfter für die Freitage angefragt“, sagt Ali. Die Monotones mausern sich zur Zeltband. Jetzt finden die Gigs manchmal im Wochentakt statt, hoppt die Band von einem zum nächsten Fest, heute im Kahlgrund, acht Tage später spielt sie zehn Kilometer weiter. Jetzt sind es schon mal 1.000 Leute, die zuhören. Und abfahren.

DURCHBRUCH AUF DEM LAND

Henni fährt wie die anderen zu dieser Zeit noch zweigleisig. Er hat die Idee, Sportjournalist zu werden, und hilft in der Sportredaktion der Frankfurter Neuen Presse aus, schreibt über lokalen Fußball. Beim Sonntagsdienst nach einem Festzelt-Gig muss er einen Kurzbericht über Susgo Offenthal gegen SG Dietzenbach schreiben. Als er über der Schreibmaschine hängt, taucht Sportchef Karl-Heinz Huthmacher auf, legt die Hand auf seine Schulter und fragt: „Un wie war's Bub?“ Nachtsheim kann nicht an sich halten und schildert begeistert: „Sie können sich das nicht vorstellen. Nach 10 Minuten haben 2.000 Leute auf den Bänken gestanden und sind abgegangen wie die Sau...“ „... bei Susgo gegen Dietzenbach?“, fragt Huthmacher entgeistert. „Nein, bei unserem Konzert!“

„In diesem Moment ist mir klar geworden, dass ich die Wahl habe, was ich eigentlich machen will“, sagt Nachtsheim. In ihm fällt eine Vorentscheidung für ein Leben als Künstler.



Luftgitarrist schaut auf Sologitarrist: Osti und Ali

Es gibt auch mehr Geld. Städtische Gigs bringen rund 100 Mark pro Nase, auf dem Land werden durchaus mal 2.500 Mark pro Abend für die Band gezahlt. „Ich bin eines Abends mal nach einem Festzelt-Gig in Freigericht nach Hause in meine Wohnung in der Friedberger Landstraße gefahren, da habe ich 560 Mark aus der Hose gezogen und dachte mir: ‚Meine Fresse‘“, sagt Mob.

„Wir haben angefangen, den Erfolg aus den Augenwinkeln wahrzunehmen. Fast alle hatten weiterhin ihre Jobs und Parallelbands und wir waren da auch immer noch unheimlich engagiert. Aber abgesehen vom Lustgewinn haben wir kapiert, dass wir mit dieser Band wesentlich mehr Auftritte kriegen“, sagt Ali. Es gibt keinen Moment der Entscheidung für die Monotones, keinen gegen die anderen Bands. Es ist eher ein schleichender Pro-

zess. Jeder der sechs erlebt diesen ein wenig anders, doch die Tendenz ist bei allen gleich.

Ali spielt noch in zwei zusätzlichen Formationen. Mit Leuten aus Wiesbaden bei Virgo, gemeinsam mit Joky beim Griffinger Ensemble. Doch als ihr Drummer Roland Henkel den beiden erzählt, dass er wegziehen wird, tun sich die beiden nicht schwer, den Schlusstrich zu ziehen. Osti, Mob und Henni bleiben Hartz Reinhard Revival zunächst treu, aber die Überzeugung bröckelt.

Alle Augen auf die Monotones. Das bedeutet auch, sich die Frage zu stellen, wie das Programm wachsen soll. Welche von den herrschenden Trends und Moden soll man ablehnen, welche kopieren? Bands, die auf der Bühne Theater spielen, sind en vogue – wie die Tubes. Auch die Rocky Horror Picture Show schlägt ein. Die Monotones verkleiden sich jetzt schon mal, Osti tritt eines Abends im Korsett auf die Bühne. „Aber wir waren prinzipiell zu faul, das konsequent durchzuziehen wie es beispielsweise später Flatsch praktiziert hat“, sagt Ali. Die kollektive Suche nach kursierendem Schwachsinn geht weiter, dient aber in erster Linie der Idee, diesen musikalisch zu verwerten. Und zu verulken.

Irgendjemand fällt Drafi Deutscher ins Auge, „ein richtiges Arschloch, das wir total abgelehnt haben. Gleichzeitig haben wir gemerkt, dass man Stimmung mit seinen Songs machen konnte“, sagt Henni. 1965 kam „Marmor, Stein und Eisen bricht“ von Deutscher auf den Markt. 1979 machen es die Monotones zu ihrem Ding, verrocken den Schlager, fügen ein absichtlich falsch gespieltes Saxofonthema hinzu und steigern das Tempo. Zudem gibt es eine Punkversion von „Country Roads“ und den „Babysitter-Boogie“ von Ralf Bendix in der Monotones-Variante, mit Henni Nachtsheim als jauchzendes Kleinkind. Spätestens jetzt ist die Band zu einem hybriden Gebilde geworden: Sie sind Hardrocker und eine Art Comedy-Act zugleich.



Jung: Die Monotones auf der ersten Single

Dass die erfolgreiche Land-Band plötzlich auch in der großen Stadt ihre große Chance bekommt, ist einem Zufall geschuldet. Joky war in einem Offenbacher Musikladen, der von einem DDR-Dissidenten geführt wurde, angesprochen worden. Er kenne zwei aus der DDR verwiesene Musiker, die einen Bassisten suchten. Pannach und Kunert machten klassische Protestsongs auf zwei Akustik-Gitarren und sangen dazu. Joky sprang auf und begleitete die zwei auf einer kleinen Tour. Am 2. Juni 1979 soll das Trio in der „Batschkapp“ auftreten, dem angesagtesten Club Frankfurts, aber Gerulf Pannach bricht sich das Bein, die Formation fällt aus und Joky schlägt die Monotones als Ersatzband vor.

Das Wetter ist warm für die Jahreszeit und die Leute sitzen den Abend lieber vor der „Kapp“. Zudem warten sie gern das Konzertende ab, weil im Anschluss der Eintritt frei ist. So kommt es, dass die Monotones, abgese-

DER BATSKAPP-MARATHON

hen von einem kleinen Tross von rund 30 Fans aus der Rodgauer Heimat, in einen leeren Saal hineinspielen.

Kurz vor dem Ende strömen alle, die vor dem Eingang oder auf der Terrasse am Rande der Bahnlinie gewartet haben, ins Gebäude – und bekommen die letzten drei Songs der Band mit, die da vor sich hin rockt. Als die Monotones von der Bühne gehen, ist das Publikum auf 100. Verwirrung in der Gruppe. Joky, Ali, Mob, Ray, Osti und Henni ziehen sich in den Backstage-Bereich zurück und beraten. „Lasst uns keine Zugabe spielen.“ „Zugabe, auf geht's.“ „Ich kann nicht mehr.“ „Okay, wir machen eine Pause und gehen dann nochmal länger auf die Bühne.“ Ein Typ aus dem Batschkapp-Team kommt hinter und macht Druck. „Die Leute sind heiß auf euch, ihr müsst unbedingt nochmal raus.“

Die Monotones kehren zurück, schnallen die Instrumente wieder um und Osti brüllt ins Mikro. „Okay Leute, das waren im Vorprogramm die Rodgau Monotones. Und jetzt kommen diiiiiiieeeeeee: Rodgau Montones.“ Die Band aus der Pampa rockt die Stadt – eine weitere Stunde lang. „Wir sind von der Bühne gekrochen, aber von da an war die Batschkapp jedes Mal voll, wenn wir dort gespielt haben“, sagt Henni. Jetzt weiß man auch in Frankfurt, wer sie sind.

Das gute Feedback und die eigene Wahrnehmung der Entwicklung lassen eine euphorische Aufbruchsstimmung wachsen, die eine Frage provoziert: Wie wäre es, wenn wir nicht nur dem, was wir nachspielen, eine eigene Note geben, sondern tatsächlich etwas Eigenes erfinden?

Sie beginnen, Texte zu schreiben. Zunächst auf Englisch. Ali, der Gymnasiast, der nach dem Abi wochenlang durch die USA gereist ist, hat einen gewissen Vorsprung: in erster Linie sprachlich, vielleicht auch, was das Ego betrifft. Er hat das größte Vokabular, traut sich, Zeilen zu Papier zu bringen. Vor allem aber hat er keine Hemmungen, seine Kreationen auch der Gruppe zu präsentieren. Henni ist an seiner Seite, textet mit. „Wir haben aber schnell gemerkt, dass das irgendwie albern ist“, sagt Ali. Also versuchen sie dasselbe auf Deutsch.

So wie die Gruppe selbst, verändert sich auch das Geschehen unmittelbar um sie herum. Wie bei einem Fischkutter, der plötzlich regelmäßig ausläuft, was erst eine, dann zwei Möwen und schließlich einen ganzen Schwarm anzieht, der auf Verwertbares spekuliert, ziehen auch die Monotones Leute an, die dabei sein, die mittun wollen.

Im Musikladen von Thomas Reußenzehn in Offenbach, in dem Joky und Ray häufig herumhängen, treffen die beiden auf Achim Schnall. Sie kommen ins Gespräch und Schnall, der kurz vor seinem Abschluss als Fernmeldetechniker steht, lässt fallen, dass er einen VW-Bus fährt. Diese Tatsache und die Erkenntnis, dass man sich für die gleichen Themen interessiert, befördern Schnall zum Fahrer, der Boxen zu Gigs fährt.

„Es gab rudimentäres Ton-Equipment und einen anderen Typen, der sich darum kümmerte“, erzählt Schnall. Der Mann heißt Martin Curths, alle nennen ihn Heide, weil seine Eltern in einer Freikirche engagiert sind. Also schnappt sich Schnall ein Thema, das noch nicht bearbeitet wird: Licht. „Ich baute ein Steuerpult, kaufte ein paar gebrauchte Scheinwerfer und Kabel und bastelte Stative.“ Zwei weitere junge Männer gesellen sich zum Möwenschwarm – „Meidi“ betreut Instrumente und Bühnenanlage, „Bully“

die Monitorboxen, die bei Konzerten gekippt am Bühnenrand stehen und auf die Band gerichtet sind, damit diese sich selbst hört. Es ist eine Crew entstanden.

Neben den Musik machenden Jungs steht jetzt manchmal eine Frau: Steffi Krüger singt ein paar Cover – unter anderem eins von Nina Hagen. Derweil präsentiert die Band jetzt beinahe alles, was im Proberaum und sonst wo entsteht. Neue, ernstgemeinte Cover, Verarschungen von deutschen Schlagern wie „Shake Hands“ von Drafi Deutscher oder „Funky Vico“ von Vico Torriani. Und die ersten eigenen Sachen. „Das wurde ganz wohlwollend hingenommen“, sagt Ali, „die Leute haben schon geklatscht, uns aber gleichzeitig vermittelt: Ab jetzt könnt ihr wieder was Richtiges spielen.“

HERBST 1980.

Wer es genau ist, der einen der sechs in diesen Tagen anspricht, weiß keiner mehr genau. Aber der Satz wirkt wie ein Stromschlag: „Wollt ihr nicht mal ‘ne Platte produzieren?“

In einem Studio in der Bockenheimer Kiesstraße nehmen die Rodgau Monotones 1980 die erste Single auf. Auf A wird „Marmor, Stein und Eisen bricht“ gepresst, auf die Rückseite das erste selbstkomponierte und getextete Stück: „Das kann doch nicht dein Ernst sein“. Die Platte, eine klassische 45er, erscheint bei Bellaphon. Die Single ist kein Erfolg, aber ein Anfang.

Das Label lädt die Monotones in den Burgkeller Dreieich zur Plattenpräsentation. Unter den Gästen ist ein Vertreter der großen Rock’n’Roll-Welt: Alvin Lee, Gitarrist von Ten Years After und Woodstock-Held. Es ergibt sich die Gelegenheit zur Jamsession. „Lee drückte mir auf einmal seine 52er Gibson Les Paul in die Hand und gab mir zu verstehen, dass ich Rhythmusgitarre spielen sollte“, erinnert sich Ray. Sie rocken, sie trinken, sie feiern, sie trinken noch mehr – bis zum Morgen. Weil bei der Release-Veranstaltung auch ein Song mit „Banana“ im Titel vorgestellt wird, zieren die Früchte zu Hunderten den Keller.

„Was wir nicht mehr mitbekommen haben war, dass Heide massenweise Bananen eingepackt und in den Transporter geladen hat“, sagt Joky. Als die Monotones am nächsten Tag zum Gig im Hanauer Schloss Philippsruhe auftauchen, ist die Boxenanlage auf der Bühne mit hunderten von Früchten bestückt – „und daneben hingen die Socken vom Heide“. Nach drei Stücken muss die Band unterbrechen, weil keiner mehr weitermachen kann vor Lachen. Im Park bekommen sie einen Vorgeschmack auf das, was in den kommenden Jahren zum typischen Monotones-Mix wird: jede Menge Live-Gigs, reichlich Alkohol, Begegnungen mit Stars – aber vor allem unzählige schräge Momente.

VINYL IN GRÖSSE 45